



Abend- Zeitung.

51.

Montag, am 1. März 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Gell).

Nothgedrungene Reklamation Karl Müchler's zur Abwehrung eines Plagiats *).

In dem „Supplemente zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von Karl Hoffmeister. Erste Abtheilung. Nachlese und Variantensammlung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840“ **) ist Seite 281 abgedruckt:

An den Kaiser Napoleon. (1804.)

Mag die Welt in thörichtem Erstaunen Knechtisch deiner Macht Verehrung weihn, Immer wirst du doch das Spiel der Launen Einer blinden Zufallsgöttin seyn. Wenn der Sklav' im Straube dich bewundert, Frau' der feigen Schmeicheltrede nicht, Später hält ein künftiges Jahrhundert Ueber dich das Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert, Stürzt in Ruinen auch dein Reich, Und die Krone, die dein Haupt umschimmert, Wird von Thronen der Verzweiflung bleich.

*) Da die Angelegenheit, um welche es sich hier handelt, zuerst in der „Abend-Zeitung,“ und zwar im ersten Jahrgange derselben 1817 in Anregung gebracht, auch später wieder im Jahre 1835 von Neuem verhandelt ward, so halten wir es um so mehr für unsere Pflicht, in dieser Zeitschrift auch die übermäßige Reklamation, zu welcher sich unser langjähriger verehrter Mitarbeiter veranlaßt gefunden hat, hier vollständig abdrucken zu lassen. Die Redaktion.

**) Auch unter dem Titel: „Nachlese u. s. w.“ ganz gleichlautend, nur mit dem Unterschiede: daß, statt Erste Abtheilung 70. Dritter Band steht.

Wer mit Sichel der Zerstörung mähet, Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut, Ernten wird er, was er ausgesäet, Untergehn in blinder Wuth.

Einen Welttheil hast du dir errungen, Ferne Kronen auf dein Haupt vereint, Millionen Knechte dir erzwungen, Doch für deinen Kummer keinen Freund, Bist du einst des Blutvergießens müde, Reicht dir Liebe keinen Labetrunk, Selbst das Lösungswort der Jugend: Friede, Wird durch dich zur Lasterung.

Einsam sitzt du auf deinem Throne, Wie die eiserne Nothwendigkeit, Und dein Name tönt durch jede Zone, Als die blut'ge Geißel seiner Zeit. Was du wünschest, wirst du nie vollenden, Von Begierden einsam aufgestört, Nur ein Werkzeug in der Rache Händen, Wirst auch du von ihr zerstört.

Darunter steht:

„Dieses höchst merkwürdige und wichtige prophetische Gedicht erschien zuerst (?) im „Morgenblatte,“ 27. Februar 1835. Nr. 50. Die Redaction fügte folgende Anmerkung bei: „Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitz des verstorbenen Freiherrn v. Cotta sind, haben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt worden ist.“

Dann fügt der Herausgeber dieser Nachlese hinzu: „Mit dieser stolzen Gesinnung, diesem unverblendeten Urtheil stellt sich der deutsche Dichter dem Gefürchteten und Vergötterten gegenüber. Er richtet über ihn

nach den sittlichen Grundideen der Menschheit und fand ihn im Lichte der Humanität eben so elend, als den spanischen Philipp in dem Trauerspiel. „Majestät,“ sagt Schiller (Taschenausgabe, Band 11, Seite 392), „hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniederschlagen. Die bloße Macht, sey sie noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen!“ — Dahnamentlich gegen Napoleon eine solche ungebeugte in dem freien, stolzen Dichter wohnte, deutet Frau Karoline v. Wolzogen an (Theil 2, Seite 297): „Hätte Schiller dem Weleroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterpürde, vor jener hohen, kolossalen Größe ungebendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.“

Nothgedrungen muß ich zum drittenmal diese Verse als mein Eigenthum reklamiren, um den Verdacht eines Plagiats von mir zu entfernen, da ich solche in den Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, Berlin, bei G. Salfeld, 1813 (jetzt Rucker und Püchler), habe drucken lassen.

Schon früher wurden sie in der „Abend-Zeitung“ Nr. 127, 1817, unter dem Namen des verstorbenen Oberhofgerichtsraths G. D. Erhard abgedruckt, weil man sie in dessen Nachlaß gefunden hatte, und schon damals berichtigte ich diesen Irrthum in der „Abend-Zeitung“ Nr. 162 genannten Jahres. Als demnächst nach Verlauf vieler Jahre die nämlichen Verse, doch mit manchem falschen Wort, in dem „Morgenblatte“ Nr. 50, 1835, als angeblich von Schiller standen und von dort so gleich in mehreren Zeitschriften aufgenommen wurden, namentlich in der Wiener „allgemeinen Theaterzeitung,“ redigirt von A. Bäuerle, mußte ich noch einmal mein Eigenthum öffentlich vindiziren, und ich that solches in der „Abend-Zeitung“ Nr. 149, worauf dann auch der

Redacteur der Wiener „allgemeinen Theaterzeitung“ diesen Irrthum berichtigte.

Um so befremdender ist es mir jetzt, daß diese Verse in der eben angeführten Nachlese zu Schiller's Werken wieder aufgenommen worden sind und daß der Herausgeber von der Berichtigung dieses Irrthums keine Notiz hat nehmen wollen, weshalb ich, aus Nothwehr, um nicht für einen Plagiarius zu gelten, der sich mit fremden Federn zu schmücken die eiserne Stirne hat, mein rechtmäßiges Besizthum hiermit zum drittenmal in Anspruch nehmen muß.

Diese Verse entströmten meinem Herzen im Dezember 1806 in meiner Vaterstadt, Stargard in Pommern, als ich, verfolgt von den Schergen Napoleon's, auf der Proskriptionsliste des Weleroberers stehend, aus Berlin dorthin geflüchtet war, und es war für mich kein Grund vorhanden, mit dem Druck bis zum Jahre 1835 Anstand zu nehmen, der nach der Bemerkung der Redaction des „Morgenblattes“ verhindert haben soll, diese Verse in der ersten Auflage von Schiller's Gedichten abdrucken zu lassen, denn ich ließ sie schon 1813 in den erwähnten Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, drucken.

Da diese Gedichte gänzlich vergriffen sind, so liefere ich diese Verse hier dem Publikum, wie sie von mir niedergeschrieben worden sind:

Der Eroberer.

Mag das Volk in thörigtem Erstaunen
Knechtisch Deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirst auch Du das Spiel der Launen,
Einer blinden Schicksalsgöttin seyn;
Wenn der Sklav' im Staube Dich bewundert,
Trau des Feigen Schmeichelworten nicht,
Freier hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber Dich sein Strafgericht.

Wie Du grausam, was bestand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen einst Dein Reich,
Und die Krone, die Dein Haupt umschimmert,
Macht die Thräne der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sichel der Zerstörung mahet,
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgesäet,
Untergeh'n in blinder Wuth.

Einen Erdkreis hast Du Dir errungen,
Ferne Pole durch Gewalt vereint,
Viele tausend Knechte Dir erzwungen,
Doch für Deinen Kummer keinen Freund;
Bist Du einst des Blutvergießens müde,
Reicht Dir Liebe keinen Labetrunk;
Selbst das Lösungswort der Tugend: Friede,
Wird durch Dich zur Lästerung.

Einsam sitzest Du auf Deinem Throne,
Wie die eiserne Nothwendigkeit,
Und Dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel Deiner Zeit.
Was Du wünschest, wirst Du nie vollenden,
Von Begierden grausam aufgezehrt,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirst auch Du von ihr zerstört.

Es wäre Anmaßung von mir, wenn ich über die Veränderungen, welche sich in einigen Seiten dieses Gedichts in der Nachlese von Schiller's Werken von dem Original befinden, ein Urtheil fällen wollte; in seiner eignen Sache kann Niemand, nach einem alten Grundsatz, Richter seyn, ich muß daher solches Andern anheim stellen; wer jedoch die Vorrede zu den von mir erwähnten Gedichten liest, und darin eine kurze Darstellung der von Seiten der Schergen Napoleon's deshalb erlittenen Verfolgungen, und wie ich ihnen gleichsam auf eine wunderbare Weise entgangen bin, wird wohl keinen Zweifel hegen können, daß ich der Verfasser dieser Verse bin, denn im entgegengesetzten Fall wäre es Wahnsinn gewesen, mich durch die Flucht zu retten, da ich ja nur den wahren Verfasser, oder wenigstens den nennen durfte, von dem ich sie erhalten hatte.

(Beschluß folgt.)

Uhr-Kerzen.

Der Stearin-Lichter-Fabrikant Melloni zu Bologna verfertigt Kerzen, auf denen in horizontalen Ringen die Brenndauer nach Minuten, Viertel- und Stunden bezeichnet ist, um so als nützliche Andeutung und Kontrolle beim Verbräuche zu dienen.

S. C. Herz.

B a u s t ü c k e.

Von J. P. Lysar.

Es ist ein sehr trauriges Zeichen der Zeit, daß der Neid unter den Künstlern und Schriftstellern jetzt so grell und häßlich hervortritt und daß sich so Wenige bemühen, diese, eines wahren Künstlers so unwürdige Leidenschaft zu bekämpfen. Unsere jungen Dichter und Künstler, welche nichts mehr fürchten als einen Nebenbuhler, der ihnen das Gleichgewicht zu halten vermag, die ängstlich umherspähen, wo sie einen solchen zu entdecken vermöchten, um ihn dann wo möglich auf jede Weise zu „vernichten,“ zeigen dadurch nur, wie wenig sie im Grunde ihres Herzens sich selber zutrauen. Das wahre Genie fürchtet keinen ebenbürtigen Nebenbuhler, im Gegentheil es wünscht sich einen solchen, denn nur an den uns Ebenbürtigen vermögen wir es klar zu erkennen, was wir selber werth sind. Das wußten die größten Geister aller Zeiten gar wohl, und wenn ja einmal ein ausgezeichnete Genie einen andern beneidete, — wie Michael Angelo den Raphael oder Salieri den Mozart, — so erkannte er doch zugleich dessen Größe

ehrlich an und der Neid äußerte sich nicht auf so Kleinliche, gehässige Weise, wie das heut zu Tage der Fall ist und wie in unsern Journalen solches — Gott sey's geklagt! — fast täglich zu lesen.

In Leipzig geht es gegenwärtig kriegerisch her, die „zünftigen“ Literaten haben den schriftstellernden Buchhändlergehülfen einen Fehdehandschuh im „Komet“ hingeworfen, und die schriftstellernden Buchhändler haben den Handschuh aufgenommen, und im „Planeten“ nebst Randbemerkungen für Männiglich ausgehangen, was einigen beteiligten Schriftstellern nicht allzu lieb seyn dürfte. Wenn der geistreiche Feuilletonist des „Planeten“, „E. K.“, durch den Aufsatz im „Komet“ mit signifiziert werden sollte, so war der Angriff allerdings sehr unüberlegt und perfid zugleich, und es wäre zu wünschen, daß so Etwas zur Ehre der zünftigen Literaten in Leipzig nicht wieder vorkäme. Wohin sollen solche Streitigkeiten führen? Ein Streit der Schriftsteller und Buchhändler — das fehlte noch! Leset doch die Fabel des La Fontaine von den beiden Töpfen.

Beethoven's Biographie von Schindler liefert manche bisher noch nicht, oder doch noch nicht allgemein bekannte Notizen aus dem Leben des großen Meisters. Wer aber Beethoven's Geist aus dem Buche herauszufinden sucht, dürfte vergeblich suchen, da es durchaus nicht in Beethoven's Geist geschrieben ist. Herr Schindler ist selber zu wenig wahrer Künstler, um einen Genius wie Beethoven in seiner ganzen Größe richtig würdigen und wiedergeben zu können, in wiefern er Beethoven's „vertrautester“ Freund war, sey dahingestellt; empörend aber ist es für jeden Edeldenkenden, wenn er es liest, wie Herr Schindler sich herausnimmt, über den edlen C. M. v. Weber und Ferdinand Ries abzuurtheilen, über Männer, welche Beethoven, wie alle wissen, die ihn kannten, lieb und hoch hielt. Ich meine, Beethoven's „vertrautester“ Freund hätte sich am wenigsten anmaßend und ungerecht zeigen sollen. Beethoven selbst war Beides nicht. —

B a r u m?

Von Karoline Leonhardt-Lyser.

Dich liebe ich so tief und still,
Du Theuerster, nicht weil ich will,
Nicht weil Du mir beut'st Liebesgruß,
Ich lieb' Dich einzig weil ich muß,
Und klage mich dann selber an,
Daß ich mein Herz nicht ändern kann.

Ich bin an Lieb so reich, Du arm,
D'rum lebe ich jetzt im bittern Harm,
Du fragst nicht mehr nach meinem Leid,
Bist jetzt von mir so weit, so weit,
D'rum klag' ich oft mich selber an,
Dass ich mein Herz nicht ändern kann.

Wenn ich voll Schmerz und Sehnsucht bin,
Erhelte nur Eines meinen Sinn,
Wer Dich auch liebevoll umgiebt,
Kein Herz Dich wie das meine liebt,
Und dann klag' ich mich nicht mehr an,
Dass ich mein Herz nicht ändern kann.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe aus Paris.

(Beschluss.)

Die Königin selbst wird in dem vorerwähnten Gozlan'schen Stücke von einer ganzen Kompagnie unverschämter Liebhaber belagert, welche unter sich ein Schutz- und Trugbündnis eingingen, sich gegenseitig zu Erreichung ihres Zieles möglichsten Vorschub zu leisten. Dieß Alles ist meines Bedünkens so entsetzlich platt und witzlos, so gänzlich unwürdig eines Leon Gozlan, daß ich fast an ein Unterschleßel von Seiten der „Times“ oder ihres Korrespondenten glauben möchte. Ein Mann, welcher den „Médecin du Pecq“, den „Notaire de Chantilly“ und so manche andere werthvolle, zartgefühlte Novelle geschrieben, ein Mann, der in den „Tourelles“ ein Denkmal hoher historischer Forschung, geistreicher feingeworfener Behandlung eines starr widerstrebenden Gegenstandes niedergelegt, kann unmöglich sich dergleichen widerlicher Dummheiten schuldig gemacht haben. Leon Gozlan ist übrigens im gesellschaftlichen wie im literarischen Leben ein höchst achtungswerther junger Mann. Er ist Israelit, erwarb sich durch seine geistreiche und fleißige Feder eine allgemein anerkannte und völlig unabhängige Stellung in der Tagesliteratur. In den Journalen wie im Leben finden wir ihn immer in der besten Gesellschaft, zur Seite einer Sand, eines St. Beuve, Sue, Janin, de Musset etc. In seiner Sprache, dem Minister des Innern gegenüber, lag ein so edler, dem tiefsten Gemüth entgährender Born, daß auch dieser an eine Verfälschung der in dem englischen Riesenspiegel gegebenen Auszüge seines Dramas glauben läßt.

Da ich eben von Verfälschung rede, muß ich unwillkürlich an den König Louis Philipp und an den skandalösen Prozeß der legitimistischen Journale denken. Ich verstehe Sie, der ist gefährlich für die Orleans, gefährlicher vielleicht, als wenn der bewaffnete Aufruhr die Blutfahne in den Straßen schwingt. Der letztere wird von den Kugeln und Bajonetten der Sinientruppen niedergestreckt, der donnernde Rachen der Kanonen erstickt den Drohruf: „Vive la république“ — aber welches Mittel steht den Machthabern zu Gebote, die Allgewalt der öffentlichen Meinung zu besiegen? Diese nun zweifelt in ihren Gesammtheiten nicht im mindesten an der Authentizität jener Briefe.

Alle Kathinka Heinefetter, die Schwester der seit langer Zeit europäisch berühmten Sabine Heinefetter, gegenwärtig in Petersburg engagirt, fand bei ihrem Erscheinen in der großen Oper eine wahrhaft wohlwollende Aufnahme. Sie ist eine junge, schlanke Priesterin der dramatischen Gesangskunst, mit einer kräftigen, metallreinen Stimme und einer Anlage zum vollendeten Spiele begabt, welche selbst die Verwöhnten bei einer Debutantin in nicht geringes Erstaunen setzten. Im Reiche der Kunst herrscht der wahre und einzige Kosmopolitismus. Ihre ächten Kinder genießen überall eines freundlichen Bürgerrechtes. Die Nationen senden und empfangen gegenseitig die Boten des Schönen. Die Opferfeuer, welche auf den zahl-

losen Altären der Kunst lodern, leuchten wie eine einzige geweihte Flamme. Die deutsche Kunst findet vor allen andern stets einen freundlichen Empfang, eine willige Anerkennung, wenn sie den Rhein überschreitet, um in ihrer würdevollen Bescheidenheit in der imposanten Scenestadt zu erscheinen. So sehen die Kunstenthusiasten wie das Publikum, dem der Name Löwe bereits durch die Presse bekannt ward, auch dem Auftreten dieser Sängerin mit Ungeduld entgegen. Wie man hört, wird sie im Anfange des nächsten Monats in denselben Rollen, welche Ulle Heinefetter bisher gab, nämlich als Valentine in den „Hugenotten“ und als Isabelle im „Robert“ erscheinen. Neugierig bin ich indessen, ob man nicht bald etwas von Zwist und Intriguen zwischen den beiden germanischen Gästen an der ersten lyrischen Scene Frankreich's hören wird.

Die komische Oper that kürzlich einen äußerst glücklichen Wurf mit der neuen Oper Scribe's und Halevy's — „le Guittarrero.“ Der Titel schon deutet den Schauplatz an, auf welchem wir diesmal dem ruhmgekrönten Paare begegnen. Wir sind in Spanien, im Lande der Murillos und Guerrillas, des Fandango und der Toledor Klängen. Näheres später über die Oper selbst, für heute melde ich Ihnen nur mit kaum verzeihlicher Eile, daß sie den glänzenden Erfolg, welche sie gefunden, auch vollkommen verdient. Die Leute stritten lange hin und her, ob man den Titel nicht ganz der spanischen Sprache einräumen, ob man nicht „el Guittarrero“ auf die ungeheueren Anschlagzettel setzen müsse. Das Ding erregte fast ein eben so hitziges Hin- und Herstreiten, wie in früherer Zeit auf dem Dorrenfelde der Politik das Parceque et Quoique. Das neue Kassenstück des Gymnase l'Abbe Galant, welches ich ganz kürzlich in der „allgemeinen Theaterzeitung“ ausführlich besprach, darf ich Ihnen mit bestem Gewissen zur Bearbeitung für die deutsche Bühne empfehlen. Ihre geübte Hand würde das Repertoire nicht etwa um eines jener alltäglichen Fabrikstücke, nein, um ein würdiges Adopriokind vermehren.

In der Literatur regen sich milde Frühlingslüftchen und lassen hier und da einen guten Roman, eine anmuthige Schöpfung der Poesie aufkeimen. Die Stürme, mit welchen der politische Himmel drohte, zogen, beschworen von den diplomatischen Herrenmeistern, glücklich vorüber, und die Kunst, das schöne, schüchterne Kind, wagt sich wieder an Tag und Sonne. Von Sue erschien ein neuer trefflicher Roman: „Le Commandeur de Malte“, der sich größtentheils wieder in dem alten kraftreichen Elemente des Verfassers, auf der Wellenbühne des gewaltigen Ozeans bewegt. Von Alexander Soumet, einer der Herzen der heutigen klassischen Schule, durchblätterte ich in diesen Tagen einen Band anziehender Poesieen, „la divine Epopee“, edel in Gedanken und Ausdruck.

Sieben belehrt man mich, daß Scribe's neue Oper nicht in Spanien, sondern in Portugal unter den spanischen Usurpation spielt. Der Irrthum war verzeihlich, aber, wie schade, den Fandango, die Toledor Klängen, die Murillos und Guerrillas möchte ich nun demüthigst wider-

Joseph Mendelssohn.